

(Nachdruck verboten.)

87]

Einer Mutter Sohn.

Als Schlieben zur Stadt gefahren war, die Köchin unten im Souterrain wirtschaftete und Friedrich im Garten, belauerte Käte das Hausmädchen: wie lange brauchte das denn heute im Schlafzimmer? Scharf sagte sie: „Sie müssen rascher hier oben aufräumen, Sie sind ja über die Maßen langsam!“

Ganz verwundert über den ungewohnten Ton sah die Dienerin die Herrin an und sagte nachher unten zur Köchin: „Du, ist die Gnädige heute schlechter Laune, hat die mich gebeht!“

Käte hatte dabei gestanden, bis das Aufräumen des Schlafzimmers beendet war, sie hatte das Mädchen förmlich gejagt. Nun war sie allein, ganz allein mit ihm hier oben, nun konnte sie sehen, was mit ihm war!

Würde er noch betrunken sein? Als sie vor seiner Tür stand, hielt sie den Atem an; das Ohr geneigt, lauschte sie. Drinnen war nichts zu hören, nicht einmal ein Atemzug. Wie ein Dieb, sich schen umblühend, schloß sie auf und schlich hinein, hinter sich wieder zuschließend. Vorsichtig, leise trat sie auf das Bett zu; doch so hastig fuhr sie zurück, daß der hochlehnlige Stuhl, an den sie stieß, mit Gepolter umstürzte. Was war das — da — was?!

Ein ekler Dunst, der die geschlossene Stube erfüllte, reizte sie zur Uebelkeit; zum Fenster taumelnd, riß sie es auf, stieß den Laden zurück — da sah sie. Da lag er wie ein Tier — er, der sorgsam Gewöhnte, er, der als Kind seine kleinen Hände ausgestreckt hatte, lebte nur ein Krümchen daran: „Sauber putzen!“ und geweint hatte dabei. Jetzt lag er da, als merkte er nichts, als ginge ihn das um ihn her nichts an, als ruhte er in lauter Reinheit; hielt die Augen, deren kohlschwarze Wimpern wie Schatten auf die bleichen Wangen fielen, fest geschlossen und schlief den Schlaf bleischerer Müdigkeit.

Sie wußte nicht, was sie tat. Sie hob die Hand, um ihn ins Gesicht zu schlagen, ihm ein Wort zuzurufen, ein heftiges Wort des Ekels und Abscheus; sie fühlte, wie ihr der Speichel im Munde zusammenlief, wie es sie drängte, auszuspeien. Das war zu schrecklich, zu schmutzig, zu entsetzlich!

Durchs offene Fenster drang ein Strom von Licht herein, von Licht und Sonne; eine Amsel sang, voll und rein. Da war Sonne, da war Schönheit, aber hier, hier —? Wimmernd hätte sie ihr Antlitz verhüllen mögen, davonlaufen und sich verbergen. Aber wer sollte dann hier tun, was zu tun nötig war, wer Ordnung schaffen und Reinlichkeit? Der umgestürzte Stuhl, die hastig abgezogenen Kleider, der widrige Dunst — ach, all das mahnte nur zu deutlich an eine wüste Nacht. Das durfte nicht so bleiben. Und wenn sie ihn auch nicht mehr liebte — nein, nein, keine Stimme in ihrem Herzen sprach von Liebe mehr! — der Stolz gebot ihr, sich nicht vor den Dienstboten zu demütigen. Beiseite schaffen, niemanden etwas davon merken lassen, rasch, rasch!

Die Zähne zusammenbeißend, den Ekel zurückdrängend, der ihr immer wieder und wieder würgend aufstieg, fing Käte an zu waschen, zu reiben, zu putzen, holte sich immer wieder Wasser, den Krug voll, einen ganzen Eimer voll. Seimlich mußte sie es tun, auf Behen über den Gang schleichen. O weh, wie das plätscherte, mit welchem Geräusch das Wasser aus dem aufgedrehten Hahn in den untergehaltenen Eimer schob! Daß nur niemand, niemand etwas merkte!

Sie hatte ein Scheuertuch gefunden, und, was sie in ihrem Leben noch nie getan hatte, nun tat sie's: sie lag wie eine Magd auf den Knien und wischte den Boden ab und rutschte vor dem Bett herum, bis unter's Bett, und reckte die Arme lang und streckte und dehnte sich, um nur ja jeden Winkel zu erreichen. Nichts durfte vergessen werden, alles mußte übersemmelt werden mit frischem, reinem, erlösendem Wasser. Es kam ihr alles im Raum beschmutzt vor — wie beleidigt und erniedrigt — die Dielen, die Möbel, die Wände; am liebsten hätte sie auch die Tapeten abgewaschen oder sie ganz heruntergerissen, diese schönen, tiefroten Tapeten.

So hatte sie noch nie in ihrem Leben gearbeitet; der Schweiß der Anstrengung und der Angst klebte ihr das elegante Morgenkleid mit dem Seideneinsatz und den Spitzen an den Körper. An den Knien zeigte der Rock dunkle Flecke vom Rutschen im Naß, der Saum der Schleppe war tief ins Wasser getunkt; unordentlich hingen ihr die Haare, sie hatten sich gelöst und zausten um das erhitzte Gesicht. Kein Mensch hätte so Frau Schlieben erkannt.

Gott sei Dank, endlich! Mit einem Seufzer der Erleichterung sah Käte sich um; eine andere Luft herrschte nun im Zimmer. Der frische Wind, der hereinwehte, hatte alles geklärt. Nur er, er paßte noch nicht in die Reinheit! Seine Stirn war voll klebrigen Schweißes, seine Wangen erdfahl, seine Lippen geschwollen, geborstet, sein Haar borstig, sich sträubend in Büscheln. Da wusch sie auch ihn, kühlte seine Stirn und trocknete sie, rieb seine Wangen mit Seife und Schwamm, holte Bürste und Kamm, kämmte und glättete sein Haupt, lief hurtig hinüber in ihr Zimmer, brachte das Toilettenwasser von ihrem Tisch und ließ es über ihn hin-sprühen. Nun noch die Decke frisch bezogen! Mehr konnte sie nicht tun, es ward ihr zu schwer, ihn zu heben. Denn er erwachte nicht. Wie ein gefällter Baum — tot, starr, unbeweglich — lag er da und merkte nichts von den zitternden Händen, die über ihn hinhuschen, zupften und glätteten, bald hier, bald da.

Wie lange sie um ihn geschafft hatte, wußte sie nicht; ein Klopfen an der Tür brachte sie in die Zeit zurück.

„Wer ist da?“

„Der Friedrich!“

„Was wollen Sie?“

„Gnädige Frau, der Herr läßt zu Tisch bitten!“

„Zu Tisch — der Herr —?“ Sie faßte sich an den Kopf: war's möglich, Paul schon zurück — Mittagszeit? Das konnte nicht sein! „Wieviel Uhr?“ schrie sie schrill. Selbst nach der Uhr zu sehen, die auf dem Nachttisch lag, fiel ihr nicht ein; sie hätte es ja auch nicht gekonnt, die kostbare goldene Uhr, das Geschenk zur Konfirmation, stand still, nicht aufgezogen zur Zeit.

„Gnädige Frau, es ist halb drei,“ saate Friedrich draußen. Und dann wagte es der langjährige Diener, respektvoll zu fragen: „Ist der junge Herr nicht wohl, daß er noch nicht aufgestanden ist? Kann ich vielleicht was helfen, gnädige Frau?“

Einen Augenblick zauderte sie: sollte sie Friedrich einweihen? Es wäre dann leichter für sie! Aber die Scham schrie aus ihr: „Es ist nichts zu helfen, gehen Sie nur! Der junge Herr hat Migräne, er wird noch eine Stunde liegen bleiben. Ach komme gleich!“

Und sie stürzte hinüber in ihr Zimmer; das Kleid zu wechseln war keine Zeit mehr, aber wenigstens das heruntergefallene Haar mußte sie sich aufstecken, den Scheitel glattstreichen und ein Häubchen darauf stülpen mit zartem Band.

„Noch in Morgentoilette?“ fragte verwundert Schlieben, als sie ins Schlafzimmer trat. Etwas von Vorwurf war auch in der Frage; er mochte es nicht leiden, wenn man nicht korrekt zum Mittagstisch kam.

„Du kamst heute ausnahmsweise früh,“ entschuldigte sie sich. Sie wagte nicht, frei aufzusehen, unendlich gedemütigt; essen konnte sie auch nicht, eine unleidliche Erinnerung ver-eckelte ihr jeden Schluck und jeden Bissen.

„Wo ist denn Wolfgang?“

Das war die Frage, auf die sie eigentlich hätte vorbereitet sein müssen und die sie dennoch traf, gänzlich vernichtend. Sie hatte keine Abwehr. Was sollte sie antworten? Sollte sie sagen: er ist krank?! Dann ging der Vater hinauf und sah nach ihm. Sollte sie sagen: er ist betrunken und schläft?! O Gott, nein, es war nicht zu verheimlichen! Sie wurde blaß und rot, ihre Lippen zuckten und sagten nichts.

„Aha!“ Schlieben lachte plötzlich auf — ein wenig gutmütig, ein wenig spöttisch — und dann streckte er ihr die Hand über den Tisch hin und sah sie ruhig an: „Du mußt Dich nicht so aufregen, Käte, wenn der Junge mal einen kleinen Kater hat. So was kommt vor, das macht jede Mutter durch!“

„Aber nicht so schrecklich — nicht so schrecklich!“ Sie schrie laut heraus, von Schmerz und Zorn überwältigt. Und dann

packte sie die Hand ihres Mannes und klemmte sie zwischen ihre beiden feuchtkalten Hände und raunte ihm zu, halb erstickt: „Er war betrunken — ganz betrunken — sinnlos betrunken!“

„So —?“ Schließen runzelte die Stirn, aber das Lächeln erstarb nicht ganz auf seinen Lippen. „Nun, ich werde mal mit dem Jungen, wenn er ausgeschlafen hat, ein Wörtchen reden. Sinnlos betrunken, sagst Du?“

Sie nickte.

„Es wird wohl nur halb so schlimm gewesen sein! Aber überhaupt, betrunken, das darf nicht vorkommen! Angeheitert, du lieber Gott!“ Er zuckte die Achseln, und wie eine sonnige Erinnerung glitt's über sein Gesicht. „Angeheitert — wer wäre jung gewesen und nicht einmal angeheitert? Ah, ich erinnere mich noch ganz deutlich an meinen ersten Schwips, der Vater nachher war fürchterlich, aber der Schwips selber schön, wunderbar schön! Ich möchte ihn nicht missen!“

„Du — Du bist auch einmal angetrunken gewesen?“ Sie sah ihn starr an mit weiten Augen.

„Angetrunken — das nennt man doch nicht gleich angetrunken! Angeheitert,“ verbesserte er. „Du mußt nicht so übertreiben, Kätel!“ Und dann aß er weiter, als wäre nichts geschehen, als hätte ihm diese Unterhaltung gar nicht den Appetit rauben können.

Sie fieberte: wann würde Wolfgang erwachen, und was würde dann sein?

Gegen Abend hörte sie oben seinen Tritt, hörte ihn sein Fenster schließen und wieder öffnen und sein leises Pfeifen wie Vogelgezwitscher. Paul ging, seine Zigarre rauchend, im Garten auf und ab. Sie saß zum erstenmal in diesem Frühjahr auf der Veranda und sah zu ihrem Manne hinunter in den Garten. Es war lind und warm. Jetzt fühlte sie, daß Wolfgang nahe; sie wollte den Kopf nicht wenden, so schämte sie sich, aber sie wendete ihn doch.

Da stand er in der Tür, die vom Wohnzimmer hinaus in die Veranda führte; hinter ihm war das Dämmerlicht des Partererraumes, vor ihm die flutende Helle der Abendsonne. Er blinzelte und kniff die Augen zusammen, rot war sein Gesicht bestrahlt — oder schämte er sich so? Was würde er nun sagen, wie beginnen?! Ihr Herz klopfte; sie hätte kein Wort sprechen können, ihre Kehle war wie zugeschnürt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Heilige.

Wenn es die katholische Kirche verträge, ein Kunstwerk aus sich selbst zu schaffen, hier hätte sie eines: Antonio Fogazzaros Roman „Il santo“ — „Der Heilige.“*) Aber die katholische Kirche verträgt das nicht. Sie hat den Beweis zum Ueberflus selbst dafür geliefert: am 6. Mai ist das Buch auf Grund seiner Reformideen auf den Index gesetzt worden. Man muß es sagen, die katholische Kirche bleibt sich selbst treu. Sie hat diese Selbsttreue des Konjunktivismus, der nur Vergangenheit und nur Stillstand ist. Sie hat diese Selbsttreue der unbedingten geistigen Herrschgewalt und der engsten Ideeneingrenzung. Sie kennt darin nur noch ihre Selbstzwecke, die in ihrer Macht das einzige Ziel sehen, sie kennt nur dies eine Mittel zur Verwirklichung ihrer Zwecke: Unterwerfung und geistige Erstarrung, was ein und dasselbe ist. Darüber darf auch ein gewisser Spielraum, den der geistige Reichthum des Katholizismus — und gerade in der ungeheuren geistigen Positivität seines Wesens — läßt, nicht hinwegtäuschen. Denn darin ist der Katholizismus dem Protestantismus gegenüber ein Krösus. Man wird das nirgends so sehr empfinden, als auf dem Gebiete der Kunst, und ganz besonders da, wo Kunst und Philosophie sich berühren und einen Lebenssinn hervorbringen wollen — den Lebenssinn einer erhöhten Irdischkeit, den erhöhten Sinn des Daseins und einer feineren Geistigkeit. Aber um darin eine dauernde Schöpferischkeit zu behalten — und tatsächlich noch auf das Leben eine Wirkung auszuüben, — dazu hätte Fortschrittlichkeit und Freiheit gehört. Die Kirche ist für das Leben heute tot — jede Kirche. Es ist ein anderes ins Leben getreten, das sich religiöse Bedeutung schaffen will — und das die Religion der Zukunft werden will — es ist die Ueberirdischkeit abgelöst durch die Irdischkeit, es ist die Göttlichkeit abgelöst durch die Menschlichkeit. Aller Kulturbesitz der katholischen Kirche — was für ein Waisenknabe ist der Protestantismus dagegen! — konnte der Schaden nicht ausgleichen, den die Kirche sich selbst angetan, da sie sich aus dem überirdischen Geiste des Nazareners einen irdischen Herrscher- und Machtbesitz schuf, und seinen irdischen Geist in seinem fezialen Gehalt nicht mehr anders, als in einem diesem konträren

Sinne wahren konnte, also vernichten mußte. So geschah die Vernichtung des Nazareners auf eine doppelte Weise, in zwei entgegengesetzten Richtungen auf das eine Ziel hin. Die Gewalt der Kirche stieg — er selbst mußte ihr unterliegen. Die Zeiten wurden leer vor ihm, die Taten wurden leer von ihm — die Menschheit wurde gleichgültig zu ihm . . .

... Aber es lebt noch ein katholischer Geist — ein Geist wahrhaft religiöser Empfindung, ein Geist positiv sich betätigenden Christentums. Vom positiven Kirchenggeist ist er weit entfernt, dafür empfindet er das Reformatorische, das Revolutionäre, das Unwürdige der Gegenwart zu stark, dazu fühlt er zu mächtig sein Zukunftsziel: wieder ein Lebensfaktor zu werden, das Leben wieder mit dem Geiste der Religiosität, der katholischen Christlichkeit zu durchdringen. Hier setzt Fogazzaros „Heiliger“ ein; da ist der alte Giovanni Selva, der Kirchenkritiker, der ganz vom Katholizismus durchdrungen ist und nicht nur ein Theoretiker, sondern ein Wirklicher ist. Und bei ihm — draußen im Tale der Aniene, nahe bei der Klostergründung des heiligen Benedikt, — die Beratung in abendlicher Stunde, was zu tun sei, um die Kirche zu einem wahren Lebendigen wieder zu erwecken. „Wir sind eine Anzahl Katholiken in Italien und außerhalb Italiens, Geistliche und Laien, die eine Reform der Kirche erstreben. Wir wollen diese Reform ohne Empörungen, durch die gesetzmäßige Autorität herbeigeführt sehen. Wir wünschen Reformen des Religionsunterrichtes, Reformen des Kultus, Reformen der Disziplin des Klerus, ja auch Reformen des höchsten kirchlichen Regiments.“ Und hier fällt das Wort: „Ist unter Euch ein Heiliger? Oder wißt Ihr, wo Ihr ihn hernehmen könnt? Nehmt ihn und stellt ihn ins Vorderreffen!“ Das Wort ist in spöttischem Sinne gemeint, aber der Heilige existiert. Don Clemente, der edle, selbstlose junge Vater — vielleicht selbst ein Heiliger, oder einer, der es sein könnte — hat ihn mitgebracht. Es ist Benedetto, der Gärtnerbursche in Santa Scolastica, der draußen wartet. Aber die Versammlung erfährt nichts von ihm. In der stürmischen Nacht, die dieser Unterredung gefolgt ist, eröffnet sich Benedetto dem Vater. Benedetto ist ein Asket, ein Väter. Er büßt für sein vergangenes Leben, er büßt für seine sündige Liebe. Und er hat sich ganz der Liebe des Herrn gegeben, und — er verwickelt auch ganz diese Liebe zum Herrn. Mehr ist nicht nötig, ein Heiliger zu sein. Das Durchdrungensein von der Frömmigkeit, das Erfüllsein von einem höheren Sinn, das Erfüllsein von seiner Idee und Sendung, der Glaube an seiner Berufung und der Mut und die Konsequenz der Tat. Denn was ist das, was die anderen haben, das Wort? Das Wort ist ein fliegender Pfeil, der sich im Leeren verliert. Die Tat bezwingt die Welt und stellt sich den Menschen voraus und zieht ihnen voran auf irren Wegen und führt zur Klarheit und Wahrheit. Denn was ist die Theorie? Sie ist ein Kleid, in das sich die Schwächen und Eitelkeiten der Menschen hüllen; aber die Tat ist das Wesen und der Kern, ist die Wahrheit. Hier setzt im Heiligen die positive, die zusammenfassende Kraft des katholischen Geistes ein und zeigt und bewährt sich an Benedetto. Er überwindet seine Liebe zu Jeanne Desfalle, die am Abend zu den Selvas gekommen ist und die er bei ihrem Eintritt in das Haus wiedergesehen. Mehr — er führt sie in seinem Verzicht zum Werke, zur Bektätigkeit an den Menschen. Er führt Noëmi, ihre Freundin, zum Glauben. Das ist sehr fein und verhalten geschilbert. Der vernichtende Sinn des Opfers, er wird zu dem befruchtenden und fruchtbareren Geiste des Wirkens, er wird zur Bestitität der Lebensführung, zu nützlichen Werten, zur Ausbringung des Lebens geführt. Und Benedetto geht seinen Weg. Der Abt verweist ihn aus Santa Scolastica und schickt ihn nach dem benachbarten Jenne. Er lebt hier abseits von der Welt in Gebet und Arbeit, in Entbehrung und Wohlthätigkeit. Man glaubt so an ihn, daß man an seine Wunderkraft glaubt — und man klagt ihn an, wo sie nicht wirkt. Die Intrigue, die Verleumdung, die falsche Pfaffheit ist hinter ihm her. Er bewahrt seine Demut vor seinem Vorbilde, Christus, er geht dem Vergleiche mit seinem Wirken und Leben aus dem Wege, er lehnt die Bezeichnung „der Heilige“ ab, aber er läßt sich hinreizen von dem Gefühl seiner Sendung, von der Glut seiner Ueberzeugung, von dem Feuer seiner alles erfassenden und alles umfassenden Liebe. Es treibt ihn nach Rom — und er geht nach Rom, wohin ihm der Ruf eines Heiligen vorausgegangen. „Der Heilige von Jenne,“ der das Volk entzündet. Wohin aber auch die Verleumdung folgt. Wohin die Intrigue schon ihre Fäden gesponnen, wo die Anklage schon vorbereitet ist, und Partei wider Partei steht, Interessen der Einzelnen entgegen den Interessen des Ganzen. Und Benedetto kommt zum Papst. Eine prachtvolle Szene, die Pius X. in ein eigenes Licht rückt; voller Intimität, voller Begeisterung, voller Freimut die Schilderung. „Die ganze Priesterpartei, heiliger Vater, — sagt Benedetto — ja sogar alle religiösen Männer, die heute den fortschrittlichen Katholizismus bekämpfen, würden in gutem Glauben, in Moses' Namen, Christus haben kreuzigen lassen. Sie sind Fanatiker der Vergangenheit; sie möchten alles in der Kirche unveränderlich haben bis auf die Formen der päpstlichen Sprache, bis auf die Palmenwedel, die dem priesterlichen Herzen Eurer Heiligkeit widerstreben, bis auf die sinnlosen Traditionen, die es einem Kardinal verbieten, zu Fuß auszugehen, und es skandalös finden würden, wenn er die Armen in ihren Häusern aufsuchte.“ — „Ich bin ein armer Schulmeister,“ — erwidert ihm der Papst. — „der unter siebzig Schülern zwanzig hat, die untermittelmäßig sind, vierzig mittelmäßig und nur zehn gute. Er

*) Deutsch von M. Saggiardi, verlegt bei Georg Müller, München.

Tann seine Schule nicht einzig nach diesen zehn guten richten, und ebensowenig kann ich die Kirche nicht nach Dir und denen, die Dir gleichen, richten."

Benedetto wagt hier noch die besondere Tat, der Indulgengregation die Bücher Selvas zu entreißen. "Die Kirche duldet Tausende von dummen ästhetischen Büchern, die die Idee Gottes im menschlichen Geiste unwürdig verkleinern; möge sie doch diese nicht verbrennen, die sie vergrößern!" Er hätte noch sagen sollen, daß die Kirche ja nichts lieber duldet, als die Dummheit, denn die Dummheit ist das Fruchtgebiet aller Herrschgelnüste und der sichere Boden aller Untertwürfigkeit. Gegen diese Szene beim Papst fällt die bei dem Polizeikommandanten und dem Minister etwas ab, übrigens letztere die einzige des Wertes, die weniger paßt. Aber es fallen gute Bemerkungen: "Man sagt mir, daß Sie ein freidenkender Katholik sind. Das heißt einfach, daß Sie kein Katholik sind," sagt der Polizeimeister. Und was Benedetto empfand: "Welch schamloses, geheimes Wuhlen zwischen diesen Leuten der Kirche und denen des Staates, die einander hassen, einander verachten!" — Drei Tage haben Sie Zeit, um Rom zu verlassen," mit diesen Worten entläßt ihn der Polizeimeister. Kirchliche und Polizeigewalt erscheinen einander würdig — sie wissen die verborgenen Wege zu finden und die besteckten Gänge zu graben, in die ein unbequemer Eiserner verschwinden muß, wenn es im Namen Gottes oder des Gesetzes notwendig erscheint. Zum letzten erprobt sich noch die Anhänglichkeit des Volkes an den Heiligen — wie er stirbt. Er hat Seelen gewonnen — und er hat sein Leben durch seine Bekenntnis und seine Tat verklärt. Er hat das J'accuse! Jolos hinausgerufen — er hat prophezeit, daß die Wahrheit unterwegs ist. Und die Wahrheit, die unterwegs ist, ist nicht mehr aufzuhalten, auf welchem Gebiete es auch sei. Die Wahrheit ist immer siegreich — das ist ihr höchster Sinn, der Sinn des Vertrauens, über allen Aufenthalt, über allen Rückschritt, über — und das ist das Wichtigste — über alle Gegenwart hinaus! Denn die Wahrheit, das ist immer und überall die Zukunft! Ihr wollen wir leben! Aber wahrhaft leben! Das ist die Predigt des „Heiligen“, das ist seine Verheißung, das ist sein Beispiel! Für den Katholizismus? Was will das heißen? Warum wollen wir unser Leben erschnitten in Spezies, um die Gültigkeiten großer Ideen anzweifeln zu können! Was für ein Gebiet es sei — der Wert der Wahrheit bleibt der gleiche.

Der Katholizismus könnte ein literarisches Kunstwerk geschaffen und gewonnen haben. Er hat es abgelehnt. Der Katholizismus von heute hat gezeigt, daß er mit sich selbst und durch sich selbst kein Kunstwerk zu schaffen mehr fähig ist — ein Kunstwerk aus sich, dem Katholizismus, selbst, nicht verträglich, die Lehre ist uns nicht neu. Wehe, wenn heute einer der großen Renaissancetänzer käme! Wehe, wenn ihr blühendes Heidentum heute die Aufgabe erhielte, die Sirtinische Kapelle auszumalen. Röchel Angelo und die Pfaffheit! Ironie der Götter! Hat der Kirchengeloge je ausgereicht, ein Kunstwerk zu schaffen? Nie! Der Kirchengeloge nie, denn Kunst ist Freiheit, Kirche ist Zwang und Unterwerfung. Kirche ist Beamtentum und Bureaukratiegeist, ist Enge und Borniertheit, aber der Künstler braucht Weite, braucht Bewegung, braucht Entwidlung. Der Katholizismus hat sie den Großen gelassen, die er für sich reklamiert. Das war, wie er noch Weite in sich hatte, wie die Nacht der Zeit und der Geist des Lebens ihn weiteten. Da er, herrschend, den schöneren Verus hatte, beherrscht zu sein. Herrschend ist er auch in diesem Werke des Fogazzaro, denn wenn man fogar die Freiheitsideen hier für sich zusammen nähme, es läme Katholizismus heraus — aber er läßt sich nicht von ihm beherrschen. Er setzt es auf den Index. Der Roman ist durchdrungen und durchtränkt vom Katholizismus, von seiner Idealität und Ursprünglichkeit, aber er ist kein kirchlicher, er ist ein freierkirklicher! „Der Heilige“ ist ein Freiheitswerk — begrüßen wir es, nehmen wir es als solches auf! Er ist ein Kunstwerk! Ein Tendenzwerk? Ja auch! Aber die künstlerische Kraft, die dichterische Persönlichkeit, reicht auch aus für die Tendenz. Und darauf kommt's ja nur an, die artistischen Impotenzen mit ihrer gepflegten und behüteten Schöngestigkeit dürfen beruhigt sein. Freilich eines: das Werk ist ganz und gar italienisch. Es nähert sich ganz und gar in Italien — es ist romanisch seiner ganzen Art nach. Es hat daher seine glänzende, hinreichende Beredsamkeit, die Pracht der Darstellung, den Schwung und die Grazie der Kraft. Es hat Kultur — es hat diese fundierende Kultur der Lebensbeherrschung in seinen Wirklichkeitsbildungen und in seiner Ideenausdrucksweise — die fundierende Kultur der Schönheit, die ihrer Wahrheit keine Gewalt anzutun braucht. Und diese Kultur strömt dem Dichter sowohl aus seinem Volke als auch aus dem Katholizismus zu.

Man sagt mir, daß n. in den „Heiligen“ mit „Hilligenlei“ verglichen habe, ihm gleichgestellt habe. Nun, „Hilligenlei“ ist eine Wasserjuppe, der „Heilige“ ist ein Feuertrank. Frenssen ist ein Macher, der seinen italienischen Protestantismus höchstens zur Predigt aufzuwärmen versteht — Fogazzaro ist ein Dichter, der von Gluten erfüllt ist. Bei Frenssen wird alles spekulativ, Fogazzaro hat das, was die Franzosen „le grand souffle“ nennen — pathetische Unmittelbarkeit. Der Katholizismus ist eine Weltanschauung, der Protestantismus ist ein Surrogat dagegen. —

Wilhelm Holzamer.

Kleines feuilleton.

Im. Johannisblumen. Wie bei so manchen anderen Festen, so spielen auch zum Johannisfeste gewisse Blumen irgend welche mehr oder minder bedeutame Rolle. Freilich, in der Großstadt merkt man heutzutage nicht mehr viel davon, auf den Dörfern hingegen hat sich noch manch alter Brauch erhalten, vieles kennt man aber auch hier nur noch aus der Ueberlieferung.

Das Anzünden von Johannisfeuern hat sich hier und da noch erhalten, aber kaum dürfte noch irgendwo acht darauf gegeben werden, daß nur ganz bestimmte Baumarten das Holz zu diesen Feuern liefern sollen. Hingegen werden noch heute allerlei Johannis Kräuter in die lodrende Glut geworfen, so namentlich Kränze von Hartheu und Weifuh. Diese beiden Pflanzen haben auch sonst als Johannisblumen eine gewisse Bedeutung. Das Hartheu, auch Johannisstrauch genannt, galt als ein Mittel gegen Mißschlag, gegen böses Besprechen und gegen sonstige Teufeleien. Den Hexen und Zaubern ward es vor der Tortur eingegeben, um die Teufelsmacht zu bannen und die Wahrheit zu erfahren. Noch heute pflegen in Tirol Leute vor längerer Fußwanderung Johannisstrauch vor Sonnenaufgang zu pflücken und in die Schuhe zu legen; sie wollen dann nie müde werden. Der Weifuh wurde zu Kränzen verbunden und als Johannisgürtel um den Leib getragen, bis er am Johannisfeste ins Feuer geworfen wurde, wobei allerlei Uebel mit beseitigt werden sollten.

Die Bezeichnungen Johannisgürtel, Gürtelkraut, Sonnenwendgürtel für diese Pflanze erinnern an den Brauch. Weifuh über dem Haustor aufgehängt, sicherte nicht nur gegen das Einschlüpfen böser Geister, sondern auch gegen Feuersgefahr. Auch dem Weifuh ward die Kraft zugesprochen, Ermüdung von den Reisenden fernzuhalten.

Dann wäre vor allen Dingen das gefleckte Knabenkraut zu nennen, dessen handförmige Knolle als Johannisband weit und breit bekannt ist und die am Johannisfeste in den Großstädten einen Artikel im Straßenhandel bildet. Die Johannisband galt als Amulett, das am Körper getragen, gegen allerlei Krankheit und Unbill schützte. Und wer heutzutage eine Johannisband in der Geldbörse trägt, dem wird diese nie leer. Dort, wo das Knabenkraut nicht gedieh, wurden solche Hände aus dem schwarzbraunen Wurzelstock des Wurmfarns geschnitten, die dann dieselben Dienste verrichteten.

Der Rainfarn zählt gleichfalls zu den bedeutamen Johannis Kräutern. Wer Blumen von dieser Pflanze brach, die in der Johannisnacht zwischen 12 und 1 Uhr aufgeblüht waren, der konnte sich unsichtbar machen. Die verwandte Kamille, heute noch als Heilmittel im Volke weit geschätzt, sollte ganz besondere Heilkräfte besitzen, wenn die Blumen am Johannisabend gepflückt wurden. Auf dem Lande werden darum heute noch von den Kamillen nur die an diesem Tage geernteten Blumen für den Hausgebrauch verwendet, und nur die an anderen Tagen gesammelten Blumen werden an die Apotheken in der Stadt verkauft: „Den Stadtleuten ist ja der Glaube verloren gegangen.“

Aus den am Johannisfeste gesammelten Wurzeln der Arnika wird mittels Spiritus eine Tinktur bereitet, die heilsam bei offenen Wunden wirkt. Johannisbergen, Johanniswedeln, Johannisappeln, Johannisblüh, Johannisbohne und andere Pflanzen mehr erinnern durch ihre Namen daran, daß sie zu dem Johannisfeste in Beziehung gebracht wurden. Bei manchen steht man allerdings über deren ursprünglichen Zusammenhang mit dem Feste nicht mehr ganz klar.

Maien, frischgebrochene Birkenreiser, werden im Thüringischen am Johannisfeste vielfach zum Schmuck der Brunnen und Quellen benutzt. Anderwärts werden aus Mairen Lauben errichtet oder es werden ganze Bäume aufgestellt, um welche die Jugend muntere Reigen aufführt. In manchen Orten Mittel- und Süddeutschlands werden die Gräber am Johannisfeste mit Blumen und Kränzen geschmückt, wobei eine besondere Blumenauslese allerdings nicht beachtet wird. —

Ik. Materialprüfungen. Die wichtigste Eigenschaft, die wir von den zum Bau von Maschinen, Gebäuden usw. benutzten Stoffen verlangen, ist die der Festigkeit. Von den Mauern eines Gebäudes, von den Gestellen der Maschinen und in vielen anderen Fällen verlangen wir, daß sich die Baustoffe möglichst wie vollständig starre Körper verhalten, sich bei Belastungen wenigstens nicht merklich von der ihnen angewiesenen Stelle verschieben. Wollen wir auf einer Drehbank eine Schraube schneiden, so muß der Drehstuhl fest sein und darf sich nicht von der Stelle rühren, sich nicht biegen, weil wir sonst ein gleichmäßiges Schraubengewinde nicht herstellen können. Auch bewegte Maschinenteile, die Kräfte übertragen sollen, z. B. Kolben und Kolbenstangen von Dampfmaschinen, Triebräder, Kurbeln usw. haben in allererster Linie die Eigenschaft der Festigkeit zu erfüllen.

Wenn wir auch wissen, daß es absolut feste und starre Körper nicht gibt, daß alle Körper mehr oder weniger elastisch sind, so müssen wir beim Bauen die Größe der Körper doch so bemessen, daß sie unsere Forderungen an Festigkeit in genügendem Maße erfüllen. Das Seil eines Förderortes darf sich wohl dehnen, aber nicht zerreißen, eine Säule wird sich wohl „setzen“, sie darf aber nicht zerdrückt, eine Stütze nicht zerknickt, ein Balken nicht bleibend verbogen werden. Um daher zu erkennen, in welchem Maße die jeweilig be-

mühten Körper den an sie gestellten Anforderungen entsprechen, werden sie Prüfungen unterworfen.

Die wichtigsten dieser Prüfungen sind die auf Zug, Druck und Biegefestigkeit. Werden Materialien in größerer Menge gebraucht, so wird es nötig, sie nach dieser Richtung hin zu prüfen. Will man z. B. einen Eisenstab auf Zug prüfen, dann spannt man ihn in eine Prüfungsmaschine so ein, daß seine Enden auseinandergezogen werden. Das Verhalten des Stabes bei dieser Prüfung ist dann charakteristisch für seine Eigenschaften. Ein normaler Eisenstab zeigt dann folgendes Verhalten. In der ersten Zeit, während der die Zugkraft auf ihn wirkt, dehnt er sich in demselben Maße wie die auseinanderziehende Kraft wächst. Läßt man innerhalb dieser Zeit die Kraft wieder abfallen, so geht auch die Dehnung wieder zurück. Der Stab zeigt sich also vollständig elastisch. Geht man aber mit der Zugkraft, die man bei einer Prüfungsmaschine ja beliebig regulieren kann, über eine gewisse Grenze hinaus, so dehnt sich das Eisen viel stärker als die Kraft zunimmt; die Dehnung geht sogar in ein richtiges Fließen über, bis zur Fließgrenze. Ist diese erreicht, so ist der innere Widerstand des Eisens gegen das Zerreißen schon sehr stark beeinträchtigt und man kann sogar mit der Zugkraft zurückgehen, während der Stab weiter fließt. Bald tritt an irgend einer Stelle des Stabes eine Einschnürung ein, und der Stab zerreißt.

Die Belastung, bis zu welcher der Stab elastisch bleibt, ist natürlich bei den einzelnen Eisenorten sehr verschieden. Bei Schweizeisen schwankt sie von 1200 bis 1700 Kilogramm für 1 Quadratcentimeter Eisenquerschnitt, bei Flußeisen von 2000 bis 2400 Kilogramm, bei Flußstahl von 2500 bis 5000 Kilogramm; gehärteter Federstahl hält bis über 7500 Kilogramm ohne bleibende Dehnung aus. Bei der technischen Verwertung darf man natürlich mit der Beanspruchung nicht so weit gehen, weil man sich nicht der Gefahr aussetzen darf, daß bei zufällig schlechtem Eisen Formänderungen eintreten. So beansprucht man je nach der Belastungsart — ob ruhende, wechselnde oder pulsierende Belastung (ungünstigste) — Schweizeisen zwischen 300 und 900 Kilogramm auf 1 Quadratcentimeter Eisenquerschnitt, Flußeisen mit 400 bis 1200 Kilogramm, Flußstahl mit 500 bis 1500 Kilogramm. Dann hat man genügende Sicherheit für die Konstruktion, denn die Belastungen bleiben weit innerhalb der Elastizitätsgrenze und liegen von der Bruchgrenze noch sehr weit entfernt. Man rechnet im Maschinenbau mit fünf- bis zehnfacher Sicherheit.

Bei manchen Materialien, z. B. Papier, hat man den Begriff der „Reißlänge“ eingeführt, und versteht darunter diejenige Länge eines Papierstreifens gleichen Querschnittes, bei welcher der Papierstreifen durch sein eigenes Gewicht zerreißt. Bei gutem Papier beträgt die Reißlänge bis zu 8000 Meter.

Bei Beanspruchungen auf Druckfestigkeit zeigen die Metalle ein eben solches, aber umgekehrtes Verhalten. Beim Anwachsen der Kraft drückt sich der Körper bis zur elastischen Grenze zusammen, darüber hinaus mindert sich der innere Widerstand gegen den Druck schon stark herab, so daß sich der Körper in stärkerem Maße zusammenbrückt, als die Kraft wächst; das ist die Fließgrenze. Geht man darüber hinaus, so tritt bei spröden Körpern, z. B. Gußeisen, Zement, Stein usw. ein Bruch ein, und zwar bei der sogenannten Querschnitzgrenze. Zähre und bildsame Körper, wie Blei, Kupfer, oft auch Flußeisen u. a., können bei Druckbeanspruchungen nicht zu Brüche gebracht werden, da sie ganz außerordentlich große Formänderungen ertragen, ohne daß irgend ein Anzeichen von Bruch auftritt. Bei Metallen drückt sich der Körper so, daß eine tonnenähnliche Form entsteht, bei spröden Körpern wie Stein usw. tritt der Bruch in sehr merkwürdiger Weise ein. Bringt man z. B. einen quadratischen Block zu Bruch, so plagen, wenn man die Kraft nicht bis zu gänzlicher Zertrümmerung wirken läßt, an den Seiten Stücke heraus, so daß das übrig bleibende Kernstück diese Form Σ behält. — Druckversuche haben besonders für den Baumeister großes Interesse, weil bei ihm diese Beanspruchungsart die häufigste ist (bei Säulen, Pfeilern usw.).

Die Beanspruchung auf Biegung kommt am häufigsten bei Trägern vor. Der Vorgang bei der Biegung ist äußerst kompliziert und schwierig zu betrachten. Bei der Prüfung eines Eisenstabes auf Biegefestigkeit legt man ihn gewöhnlich auf zwei Stützen und drückt in der Mitte von oben mit einer Kraft. Man bewirkt durch die Biegung, die der Stab annimmt, daß die nach unten gelehrten Fasern des Stabes gedehnt, die nach oben liegenden gedrückt werden. Uebersteigt die Kraft die elastische Grenze, die auch hier zu beobachten ist und zwar etwa dieselben Werte hat wie bei der Beanspruchung auf Zug, dann treten bleibende Formänderungen ein. Schreitet man noch weiter, so kommt der Stab zum Bruch. Die unteren gedehnten Fasern schnüren sich wie beim Zugversuche ein und zerreißen, so daß ein Querschnitt entsteht, der bei der plötzlich eintretenden stärkeren Belastung der noch nicht gerissenen Fasern rasch fortschreitet, so daß der Stab sehr schnell zerbricht.

Für den Praktiker kommt es vor allem darauf an, zweckmäßige Querschnitte für die Träger zu finden, weil die verschiedenen Querschnitte einen großen Einfluß auf die Tragfähigkeit und die Durchbiegung ausüben. Wenn man die Zerlegung der Biegebeanspruchung in solche von Zug und Druck vornimmt, wird das jedem leicht klar. Jeder kennt ja die eigentümlichen Querschnitte von Trägern, den I-Querschnitt, das Winkelisen, den U-Querschnitt, die Eisenbahnschiene usw. Wenn man sie zusammensetzt unter dem Namen „steife

Querschnitte“, so hat jeder schon das richtige Gefühl dafür, worauf es bei diesen Trägern ankommt. —

Aus dem Pflanzenleben.

ss. Eine ansteckende Krankheit der Tomaten, die in Frankreich schon lange bekannt ist und dort gelegentlich erheblichen Schäden verursacht hat, scheint jetzt auch auf andere Länder übergegangen zu haben. Zunächst ist England davon in Mitteilbarkeit gezogen worden, wo an drei weit von einander getrennten Örtlichkeiten erhebliche Verwüstungen der Tomatenfelder festgestellt worden sind. Die Tomaten haben eine große Reihe von Krankheiten, aber diese besondere von Bakterien verursachte zeichnet sich durch so bestimmte Merkmale aus, daß sie mit Sicherheit von anderen unterschieden werden kann. Eine von ihr befallene Tomate zeigt zuerst, wenn sie eben die Größe einer Wallnuß erreicht hat, einen winzigen schwarzen Fleck am Ansatz des Stengels. Dieser Fleck wächst allmählich an Größe, behält aber einen kreisförmigen Umriss. Schließlich wird die ganze Frucht in eine schwärzliche weiche zerfetzte Masse verwandelt. Experimente haben gezeigt, daß die Ansteckung der Pflanze während der Blütezeit erfolgt, und daß die sie erregenden Bakterien durch Fliegen, die die Blüten besuchen, auf deren Narbe abgesetzt werden. Die Narbe der Blüte scheint der einzige Teil der Pflanze zu sein, durch den die Ansteckung bewirkt werden kann. Jedoch erfolgt die Ansteckung auf künstlichem Wege dann, wenn die Bakterien aus einer erkrankten Frucht in das Fleisch einer gesunden Tomate mit einer sehr feinen Nadel an irgend einer Stelle der Oberfläche eingeführt werden. Durch beschleunigte Kultur scheint die Krankheit nicht in besonderem Grade beeinflusst zu werden, da sie sich auch in Häusern gezeigt hat, wo die Temperatur verhältnismäßig niedrig erhalten wurde. Sobald sich die Krankheit zeigen sollte, müssen alle erkrankten Früchte so schnell wie möglich beseitigt werden, damit nicht erst ihr Zerfall erfolgt, und die in den Geweben enthaltenen Bakterien in Freiheit setzt. Auch die Insekten sollen ferngehalten und die Befruchtung mit einem Pinsel bewirkt werden. —

Humoristisches.

— Mißverständnis. Ein Beamter hatte geheiratet und erscheint zum erstenmal als Ehemann im Bureau. Beim Heben eines sehr umfangreichen Aktes entgleitet dieser zu früh seinen Händen und fällt mit einem lauten Schlag auf den Tisch nieder.

Amtsvorstand: „Das hilft jetzt auch nichts mehr, wenn Sie die Akten so herumhauen — hätten Sie vorher mich gefragt!“ —

— Ein Piffikus. „... Sie haben doch inseriert, daß vor Beginn der Saison die Zimmer billiger seien!“

„Das schon — aber da Sie gleich zu sechs ankamen, hab' ich halt die Saison eröffnet!“ —

— Beim Einzug. „Ja was wär' denn jetzt das?! Zwei Hund' und drei Katzen haben Sie?“

„Aber wir sagten ihnen doch, daß wir ein kinderloses Ehepaar sind!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Im Lustspielhause geht Montag, 2. Juli, das Lustspiel „Unsere Räte“ von Hubert Henry Davies, deutsch von B. Pogson, zum erstenmal in Szene. —

— Gorkis Schauspiel „Barbaren“ ist vom Kleinen Theater erworben worden. Das Stück gelangt im Oktober zur Aufführung. —

— Das von dem Lehrer F. Dittmar in Nürnberg verfaßte Volksschauspiel „Wallenstein in Altdorf“ wird im Juli und August im Hofe des alttümlichen Seminargebäudes in Altdorf an verschiedenen Sonntagen aufgeführt. —

— Beim Wiener Maimundtheater kamen in der verflossenen Spielzeit Abendeeinnahmen von 60 bis 8 Kronen vor. —

— Der Nationalgalerie wurde ein Stillleben von Gustav Courbet geschenkt, das einen Wert von 30 000 Mark haben soll. —

Im Laufe des August wird eine Ausstellung von hervorragenden Gegenständen der Sammlung für deutsche Volkskunde in einigen Räumen des früheren hygienischen Museums, Klosterstraße 33—35, eröffnet werden. —

c. Eine Regenkarte von Deutschland. Im Berliner Meteorologischen Institut ist unter Leitung von G. Hellmann in fünfzehnjähriger Arbeit ein großes Werk „Die Niederschläge in den norddeutschen Stromgebieten“ fertiggestellt worden, das in drei Bänden bei G. Reimer erschienen ist. Eine nach den Beobachtungen von 3000 Stationen auf den gleichzeitigen Zeitraum von zehn Jahren reduzierte Karte, die unter dem Titel „Regenkarte von Deutschland“ auch getrennt erschienen ist, gibt ein anschauliches Bild der Niederschlagsverteilung in Deutschland. —